

Nur sechs Wochen

Aus der Sicht einer Angehörigen

„Es war also doch kein guter Tag. Ich war beim Friseur gewesen, wollte eigentlich schnell noch ein paar berufliche Termine wahrnehmen, aber da klingelte mein Handy. "Mir geht's nicht gut! Ich glaub, ich sag Frau S. ab!"

Die Stimme meiner Mutter klang kläglich. Morgens waren wir noch guter Dinge gewesen. "Lass dich schön machen", hatte sie gesagt. Und dass sie sich auf den Besuch der Hospiz-Dame, wie wir sie damals noch nannten, freute, aber davon war jetzt nicht mehr die Rede. Der Krebs setzte ihr zu. Ständig musste sie Movicol einnehmen. Wegen ihrer Verdauung. Dass sie die dadurch aber gar nicht mehr unter Kontrolle hatte, war für meine Mutter das Allerschlimmste. Was sollte Frau S. von ihr denken, wenn sie ständig auf die Toilette rennen musste und es dann vielleicht noch nicht mal mehr rechtzeitig schaffen würde?!

"Nein", rief ich ins Telefon, "du sagst nicht ab. Ich komme jetzt nach Hause und wenn du nicht mit ihr sprichst, dann rede ich mit ihr. Ich will, dass das jetzt in die Gänge kommt."

Ich erledigte noch im Laufschrift einen Termin, dann raste ich zur U-Bahn und nach Hause. Keine Ahnung, warum dieser erste Besuch für mich damals so wichtig war. Hatte ich eine Vorahnung?

Vielleicht. Die Krankheit meiner Mutter schritt voran, aber dass sie nur noch sechs Wochen zu leben haben würde, das ahnte ich nicht.

Wie lange noch? Diese Frage kreiste natürlich in unseren Köpfen. Meine Mutter hätte Weihnachten noch so gern erlebt, und ich dachte manchmal nur: O Gott, nicht noch bis Weihnachten! Es sind diese Gedanken, die mir heute oft weh tun. Nach außen hin hab ich vielleicht alles richtig gemacht, war für meine Mutter da, hab sie begleitet und gepflegt bis zu ihrem Tod, aber drinnen sah es manchmal eben doch anders aus.

Die Schwester in Augsburg, der Mann in Berlin – es gab genug Tage, an denen ich mich allein gelassen, um nicht zu sagen, im Stich gelassen fühlte. Und so war Frau Scharlibbe für mich vielleicht der eine Mensch, der unser Schicksal mittragen würde. Sicher, meine Mutter hatte genug Freundinnen und Bekannte. Ständig stand jemand mit einem Blumenstrauß vor der Tür, aber nicht jedes Gespräch tat meiner Mutter gut. Oft strengte sie es nur an. "Für manche Dinge interessiere ich mich einfach nicht mehr", sagte sie.

Meine Mutter war in der Kirchengemeinde sehr aktiv gewesen, aber die Querelen und Streitigkeiten zwischen X und Y waren für sie nicht mehr relevant. Sie wusste, sie würde sterben, und sie wollte nicht abgelenkt werden, sondern darüber reden. Im Krankenhaus hatten ihr die Gespräche mit den Hospiz-Damen gut getan, warum also nicht auch zu Hause? Ich dagegen wollte von einem Menschen profitieren, hinter dem eine Organisation stand. Wenn alle Stricke reißen, dachte ich, dann kannst du bei den Maltesern anrufen. Wenn alle Stricke reißen... wie ich mir das vorstellte, wusste ich selbst nicht. Aber ich brauchte diesen Rettungsanker. Und nun wollte meine Mutter gleich den ersten Termin wegen ihres Schamgefühls abblasen!

Ich raste nach Hause, wie so oft auf das Schlimmste gefasst, aber zum Glück ging es ihr wieder besser. Es ging ihr sogar so gut, dass sie selbst zur Tür ging, als es klingelte. Aufrecht und mit frischer Bluse und hübschem Pullover.

Man setzte sich in den Garten, ich brachte Tee und Kuchen. "Bloß keine Umstände", sagte Frau S. Aber ich war jedes Mal froh, wenn jemand da war, der meine Mutter quasi durch seine Anwesenheit überreden konnte, ein bisschen zu essen. Wie dünn sie doch geworden war. So klein, schwächig und klapperig...

Aber wenn es ihr einigermaßen gut ging, ließ sie sich davon nichts anmerken. Man lachte, tauschte Kindheitserlebnisse aus und verabredete sich für die nächste Woche.

"Na", sagte ich, "wie war's?" "Schön", sagte meine Mutter. "Ich kann gut mit ihr reden."

Ich war bei den Gesprächen nie dabei. Keine Ahnung, worüber die zwei gesprochen haben, aber meine Mutter schien jedes Mal glücklich zu sein.

"Sie hat mir heute einen Segen mitgebracht", sagte sie einmal. Für sie, die so gläubig war, war das mehr als jeder noch so große Blumenstrauß.

Die Dienstage mit Frau S. wurden zu einem Fixpunkt in unserer Woche, auf den ich mich genauso freute wie meine Mutter. Seltsam, wo ich doch eigentlich nur die Tür aufmachte und den Tee servierte.

Es muss in der vierten Woche gewesen sein, als es meiner Mutter so schlecht ging, dass sie zum Telefonhörer griff und den Termin schweren Herzens absagte. Ich war außer mir. "Wieso?" rief ich, "die weiß doch, dass du krank bist. Und wenn sie nur neben deinem Bett sitzt. Ist doch egal!"

Meiner Mutter war das nicht egal. Merkte sie denn gar nicht, wie wichtig dieser Termin auch für mich war? Zu ihr kamen so viele Menschen, meine Freundinnen dagegen hatten ihre eigenen Sorgen. Kinder, Familie, Beruf... Frau S., so empfand ich es, kam irgendwie auch zu mir. Wir redeten zwar kaum miteinander, aber sie war auch mein Kontakt zur Außenwelt, schließlich hatte ich das Ganze ja angeleiert!

"Ich hab mich so auf sie gefreut", rief ich und knallte die Tür zu. Auch diese Erinnerung tut weh. Meiner Mutter ging's so schlecht, sie war sterbenskrank und ich benahm mich mit meinen 54 Jahren wie ein Kind, das nicht ins Kino durfte.

Wenige Minuten später – ich saß bockig vor meinem Computer – klingelte es an der Haustür. Ich lief die Treppe hinunter. Nanu, ein weißhaariger Kopfschatten durchs Fensterglas – Frau S. !

Meine Mutter erschien mit ihrem Gehwägelchen im Flur: "Ich hab Frau S. angerufen. Vielleicht willst du ja mal mit ihr reden!"

Wir haben dann beide mit ihr geredet. Und hinterher schloss mich meine Mutter in ihre dünnen Arme: "Jetzt sag ich ihr nie wieder ab!"

Eine Woche später saß meine Mutter mit ihrer schon so vertrauten neuen Freundin in ihrem geliebten Garten. Ein letztes Mal. Eine Woche später bat ich Frau S. früher zu kommen, weil ich einen Toilettensstuhl besorgen musste und meine Mutter nicht allein lassen wollte. Als ich zurück kam, saß sie am Bettende und massierte ganz ruhig Mamas Füße. Es brauchte nicht viele Worte, damit die beiden sich verstanden.

Die Woche drauf war meine Mutter schon so schwach, dass jeder Besuch über ihre Kräfte ging. Sie schlief oder dämmerte vor sich hin, aber wenn sie wach wurde, erkannte sie jeden, und so hat sie auch noch mitbekommen, wie Frau S. pünktlich wie immer am Dienstagnachmittag an ihrem Bett saß. Wie sie ihr aus dem Gesangbuch vorgelesen hat und schließlich Abschied genommen hat. Sie wussten beide, es würde kein Wiedersehen geben.

In der Nacht zum Sonntag ist meine Mutter dann friedlich eingeschlafen. Zu Hause. So wie sie und so wie ich es mir gewünscht hatte.

Als am Nachmittag die Familie und die engsten Freunde zur Aussegnung zusammenkamen, da war auch Frau S. dabei. Die Hospiz-Dame – das war sie für uns schon lange nicht mehr.

Wie schön wäre es gewesen, wenn sich die zwei früher kennengelernt hätten. Sie hatten so viel gemeinsam, hätten so viel unternehmen können. Es hat nicht sollen sein. Aber dass sie sich überhaupt kennengelernt haben, das empfanden sie wohl beide als ein großes Geschenk. Und für mich war es das auch!"

Petra, Tochter von Hertha R.
Dezember 2009